Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die **Expedition** zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 170. **Dienstag** den 4. April 1893. 87. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 4. April.

Die „Hamburger Nachrichten" haben dieser Tage auf das Verhalten des Fürsten Bismarck im Septennatsstreit und dasjenige des Grafen Caprivi in der gegenwärtigen Krisis das Wort angewandt: Wenn Zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. Die sonst so unbestechlichen politischen Sittenrichter des Deutschfreisinns legen diesem doch nicht ganz einwandfreien Satz schon lange ihren Urtheilen zu Grunde, wenn es sich um die Personen des früheren und des jetzigen Kanzlers handelt. Was, von Bismarck unternommen, ohne Besinnen als Ausfluß höllischer Bosheit verdammt wird, ist, wenn es vom Grafen Caprivi ausgeht, höchst löblich, im schlimmsten Falle ein unvermeidlicher Act harter Nothwendigkeit, wie ja bekanntlich auch dem ersten Reichskanzler in den letzten zehn Jahren seiner Amtsthätigkeit gar nichts und überhaupt in seiner politischen Laufbahn nur sehr wenig gelungen ist, während Graf Caprivi, wie namentlich aus der englischen Presse erhellt, Alles in Allem ein höchst erfolgreicher Staatsmann ist. Den neuesten, aber nicht einmal den drastischsten Beleg für diese Objectivität des Urtheils ergiebt das Verhalten der deutschfreisinnigen Presse gegenüber dem Artikel der „Nordd. Allgem. Zeitung" über die Mißhandlung eines Deutschen in einem Pariser Vororte. Wie konnten die Herren sonst so tapfer schmähen, wenn das deutsche Auswärtige Amt sich der Nothwendigkeit nicht entschlagen konnte, die Franzosen zur Besonnenheit zu mahnen: dem „Gewaltpolitiker" wurden dann alle erdenklichen Beweggründe untergelegt, nur nicht der klar erkennbare, der ihn thatsächlich bestimmt hatte. Wie anders wirkt der jüngste „kalte Wasserstrahl" auf sie ein. Der wackere Spritzenmann erntet Dank und Lob, er hat dem Frieden gedient und gezeigt, daß man den „deutschen Namen nicht ungestraft verspotten" darf. Herr Richter zwar bleibt den Hommen-Sängern fern, er ist sogar unzufrieden, aber der Tadel der „Freis. Ztg." klingt leise und richtet sich nicht gegen den Kanzler, sondern gegen das Ungeschick der officiösen Presse. Ungeschick, nichts weiter als Ungeschick ist es auch, daß mit dem halbamtlichen Artikel vor seinem Erscheinen auf der Börse zu Speculationszwecken schmählicher Mißbrauch getrieben worden ist. Die Erklärung der „Nordd. Allg. Ztg." über diesen Unfug ist zwar völlig ungenügend und steht im wesentlichen Puncte im Widerspruch mit offenkundigen Thatsachen, aber die deutschfreisinnige Presse läßt sich mit sichtlicher Bereitwilligkeit abspeisen und zeigt eine himmlische Milde. Dergleichen „Gaunerstreiche", um mit dem Regierungsblatt zu reden, sind nun auch unter dem früheren Regiment verübt worden. Damals aber erregten sie nicht nur einen sinnbetäubenden Lärm, was nicht zu verwundern war, sondern es wurde auch jedesmal der Leiter des Auswärtigen Amts für die Ungehörigkeit verantwortlich gemacht, ja es wurde, soweit man es dem Beleidigungen nicht ungerächt lassenden Manne gegenüber wagen konnte, also in „juristisch unfaßbarer Weise", angedeutet, er sei dem Vorkommniß nicht fremd. Dem glücklicheren Caprivi aber spricht die gesammte ehrenwerthe Presse des Anticartells ihr Beileid aus, daß ihm Solches zugestoßen. Tempora mutantur, nos et mutamur in illis!

Eine neue Partei, die sich „Deutsche Wirthschaftspartei" nennt, versendet ihren Prospect. Sie will die Interessen von Landwirthschaft, Handwerk und Industrie zur Grundlage einer Parteibildung nehmen. Den Begründern ist nicht entgangen, daß der „Bund der Landwirthe", obwohl er nur eines dieser drei Gewerbe vertreten und sich in nichtwirthschaftlichen Fragen neutral verhalten will, bereits auf gegensätzliche Interessen innerhalb der Landwirthschaft gestoßen ist. Dessenungeachtet hoffen die Unternehmer, verschiedenartige Erwerbszweige in einer Richtung bewegen zu können. Es hätte sich doch empfehlen, weitere Erfahrungen mit dem jedenfalls besser eingeführten „Bund der Landwirthe" abzuwarten.

Wie das in Frankreich so üblich ist, so hat sich auch bei der gegenwärtigen Cabinetskrisis wieder innerhalb weniger Stunden ein Umschwung in der ganzen Sachlage vollzogen, und wenn wir auf Grund der vorliegenden Meldungen noch gestern die Bildung eines Cabinets unter dem Präsidium des Hochschutzzöllners Méline in bestimmte Aussicht stellen konnten, so haben die Leser bereits aus den neuesten Telegrammen in der Morgennummer ersehen können, daß diese Combination schon wieder abgethan ist und daß inzwischen der seitherige Unterrichtsminister Dupuy mit der Bildung des neuen Ministeriums beauftragt wurde. Der Kammerpräsident Casimir Périer, der gestern zwei Stunden lang mit dem Präsidenten Carnot über die Lage berieth, empfahl die Berufung eines außerparlamentarischen Geschäftsministeriums behufs Führung der laufenden Geschäfte bis zu den Neuwahlen. Carnot verwarf indeß diesen Vorschlag. Das Ministerium Méline's wurde angeblich wegen der Vorstellung mehrerer französischer Botschafter, welche die Berufung des Führers der Schutzzöllner zum Leiter der französischen Politik in diesem Augenblicke bekämpften, fallen gelassen. Dupuy hat, wie es scheint, mehr Glück als Méline gehabt, da er nach einem Pariser Telegramm von heute schon gestern Abend dem Präsidenten Carnot Bericht über den günstigen Erfolg seiner Unterhandlungen erstatten konnte. Danach wird Dupuy selbst das Präsidium und das Ministerium des Innern übernehmen, Develle das des Auswärtigen, Poincaré den Unterricht. Für die Finanzen ist Peytral, für den Handel Lockroy in Aussicht genommen. Der Kriegsminister und der Marineminister werden ihre Portefeuilles behalten.

In Serbien haben die Wahlen für die Skupschtina dem liberalen Regiment nur eine bescheidene Mehrheit gebracht, welche im Ganzen etwa sechs bis acht Stimmen beträgt, übrigens endgiltig auch noch gar nicht festgestellt werden kann, weil in mehreren Wahlbezirken noch Unklarheit darüber besteht, welchem von den Candidaten die Deputirten-Vollmacht ausgestellt werden soll. Diese Streitfragen werden erst in der Skupschtina selbst ausgetragen werden und dann endlich wird es sich genau zeigen, auf wessen Seite die Mehrheit ist. Trotz alledem kann man wohl als Thatsache ansehen, daß die Radicalen, welche in der letzten unter radicalem Regime gewählten Skupschtina 115 Mandate besaßen, einen großen Theil dieses gewaltigen politischen Machtbesitzes eingebüßt haben. Das ist für die liberale Regierung ein Erfolg, mit dem sie vollauf zufrieden sein kann und es ist höchst unklug gewesen, das einzelne liberale Organe eine liberale Zweidrittelmajorität und eine gänzliche Ausrottung der radicalen Partei angekündigt haben. Man sagt, daß die Radicalen und die Fortschrittler von der Skupschtina fortbleiben und so den Zusammentritt derselben vereiteln werden. Dies ist jedoch nicht wahrscheinlich, denn dadurch würde die Opposition der liberalen Regierung die Sache nur noch erleichtern. Die streikenden Deputirten würden ihre Mandate verlieren und bei Neuwahlen würde die Regierung gewiß in manchem Wahlbezirke, der jetzt durch einen oppositionellen Deputirten vertreten ist, einen ihrer Leute durchsetzen. Es ist daher mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß die Opposition nicht streiken wird. An parlamentarischen Kämpfen wird es also gewiß nicht fehlen. Doch scheint das Ministerium Awakumowitsch davor auch nicht die mindeste Furcht zu empfinden, vielmehr zeigt es sich entschlossen, auf seinem Posten auszuharren. Dasselbe besitzt auch in ungetrübtem Maße das Vertrauen der Regentschaft, so daß die Radicalen nicht die geringsten Aussichten haben, wieder ans Ruder zu gelangen. Bis zur Volljährigkeit des jungen Königs Alexander, welche im August 1894 eintritt, dürften die Liberalen am Ruder bleiben. Die Regentschaft hat keine Neigung mehr, sich mit den Radicalen wieder in eine politische Gemeinschaft einzulassen. Der Regentschaft kann es nur willkommen sein, wenn die Radicalen in der Skupschtina keine so allmächtige Rolle mehr spielen und wenn überhaupt Liberale und Radicale sich gegenseitig im Gleichgewicht halten. Der erste Regent Jovan Ristitsch, ein europäisch gebildeter Mann von großen Verdiensten und anerkannter Autorität, hat offenbar den meisten Werth darauf gelegt, der Allmacht der radicalen Partei in der Skupschtina ein Ende zu machen, um so den Gang der öffentlichen Angelegenheiten vor ihren Uebergriffen sicherzustellen. Und dieses Ziel ist thatsächlich, wie es scheint, erreicht worden, mag nun die liberale Majorität in der Skupschtina um ein paar Stimmen mehr oder weniger zählen. Ein weiterer Gewinn liegt unleugbar darin, daß die Liberalen ein gemäßigteres, mehr auf die bürgerliche Intelligenz in den Städten sich stützendes Element repräsentiren, während die Radicalen ihren Hauptstützpunct bei dem unbotmäßigen Landvolk einiger Wald- und Gebirgskreise finden, wo noch die alten Traditionen aus den Haiduckenkämpfen der Milosch'schen und Karageorg'schen Epoche leben und der Begriff der Staatsautorität eine unbekannte Sache ist. Uebrigens tritt die Skupschtina bereits am 6. April zusammen und die Situation wird sich alsdann in deutlicheren Umrissen zeigen.

Präsident Cleveland ist nun vier Wochen im Amte und hat bis jetzt verhältnißmäßig sehr wenig gethan. Er ist sich, sagt der „Times"-Correspondent in Washington, seiner schwierigen Stellung sehr wohl bewußt. Die Horden, welche nach der Hauptstadt der Union kamen, um für sich Aemter zu erhaschen, ziehen sich jetzt mehr oder weniger enttäuscht nach ihrer Heimath zurück. Die specielle Session des Senates fristet kümmerlich ihr Leben und hat wenig Beschäftigung. Die Lösung der Hawaifrage ist vertagt. Der Mac Kinleytarif besteht noch und wird bis zur Zusammenkunft des Congresses im nächsten Winter jedenfalls unberührt bleiben. Das amerikanische Silberproblem ist so schwierig wie je und es scheint, als ob Cleveland es eben so wenig werde lösen können, wie Harrison. Die „Silber-Advocaten" haben in Wirklichkeit den Congreß unter ihrer Controle und beabsichtigen fortzufahren, Silber zu kaufen oder zu münzen, bis eine eintretende nationale Katastrophe es nothwendig machen wird, eine andere Politik einzuschlagen. Obwohl die neue Administration bisher unthätig gewesen, so stellt sich doch schon jetzt heraus, daß der Einfluß der Demokraten im Congreß von einer solchen Natur ist, daß der demokratische Präsident sich kaum in Harmonie mit ihnen befindet. Der Senat ist in allen großen Fragen, die das Land bewegen, gegen Cleveland und dies wird aller Wahrscheinlichkeit nach in der Zukunft auch mit dem Congreß der Fall sein. Vor mindestens einem Jahre ist, so bemerkt der „Times"-Correspondent weiter, keine Veränderung in dem schutzzöllnerischen Tarif zu erwarten, und es steht zu vermuthen, daß das Schatzamt im März 1894 Silber kaufen wird, wie es dies im März gethan. Es scheint, als ob des Präsidenten ein ernstlicher Conflict mit den Führern seiner Partei wartet. Diese erfreuen sich der Unterstützung der Majorität der Demokraten im Congreß. Der Präsident hat jetzt nichts zu verlieren, denn er wird nicht wieder für die Präsidentschaft candidiren. Er fängt daher schon an, eine unabhängige Stellung einzunehmen. Seine Partei ist enttäuscht, daß er keine oder nur sehr geringe Aenderungen in den Aemtern vornimmt. Zu seiner Ehre muß erwähnt werden, daß in seiner Politik die Frage in Bezug auf die Einstellung des Silberankaufs und die Stärkung des amerikanischen Währungssystems die erste Stellung einnimmt. Cleveland hat jedoch seine Stärke überschätzt; erst kurz vor seiner Inauguration begann er zu verspüren, daß das „freie Silberelement" unter den Demokraten überaus mächtig ist und daß es seine Partei controlirt. Es ist daher natürlich, daß er sehr vorsichtig zu Werke geht und mit seinen Kräften bis zum Eintritt des Conflicts haushälterisch verfährt. Der Präsident soll sogar — so wird angedeutet — die Möglichkeit voraussehen, daß er gezwungen werden wird, sich vom „Silberflügel" seiner Partei zu trennen und mit der Majorität der republikanischen Partei, die seine Ansichten über die Silberfrage theilt, zu verbinden. Aus dem Obigen geht deutlich hervor, daß die Aussichten in Bezug auf eine Reform der Silber- und Tariffrage in Amerika nicht sehr rosiger Natur sind.

Deutsches Reich.

C. H. **Berlin**, 3. April. Der Verein für das Wohl der aus der Schule entlassenen Jugend hat an den Magistrat die Bitte gerichtet, einen von geeigneten Unterweisungen begleiteten Kochunterricht in den Rahmen des Lehrplanes der Volksschulen, ähnlich wie solcher in verschiedenen deutschen Städten, wie z. B. Cassel, Chemnitz, Karlsruhe, bereits besteht, einzufügen. Der Verein ist dabei von dem Gedanken ausgegangen, daß in den Familien, in denen auch die Frau einem Erwerbe außerhalb des Hauses nachgeht, die Töchter aber, nach Erledigung der Schulpflicht, oftmals sehr bald einen Verdienst in Fabriken suchen, die Ueberlieferung für sparsame und gesunde Speisenbereitung fast ganz verloren geht und damit der künftigen Generation ein wesentlicher Factor für die Herstellung eines befriedigenden Familienlebens abhanden kommt. Der Magistrat glaubt auch, daß der Kochunterricht zu denjenigen Einrichtungen gehört, die der Zerstörung des normalen Familienlebens entgegentreten können. Weil aber die städtische Gemeindeschule auch die Kinder aus den besser gestellten Bürgerfamilien aufnimmt, in welchen den Mädchen mütterlicherseits die nöthige Anweisung zum Bereiten von Speisen ertheilt wird, kann der Magistrat sich nicht entschließen, den eigentlichen, Verstand und Gemüth bildenden Schulunterricht dadurch einzuschränken, daß er einen obligatorischen Hauswirthschaftsunterricht einführt. Der Magistrat beabsichtigt jedoch, einen Versuch in der Weise zu fördern, daß für Schülerinnen der ersten Classe einer Gemeindeschule ein facultativer Unterricht im Kochen eingerichtet wird, der wöchentlich in vier Stunden an einem Nachmittage stattfindet, an welchem sonst zwei Stunden Handarbeit liegen. Für die Schülerinnen, welche des Kochunterrichts nicht bedürfen, bleibt der bisherige Unterrichtsplan bestehen. Der genannte Verein hat sich zur Ausführung einer solchen Vorschule erboten. Er will während eines Jahres eine für diesen Zweck in Cassel näher zu instruirende Lehrerin besolden, die Kücheneinrichtung und das erforderliche Material liefern. Dagegen hat er um kostenlose Ueberweisung eines Locals, um unentgeltliche Lieferung von Gas und Wasser, sowie um Bewilligung eines Beitrags von 500 ℳ gebeten. Der Magistrat wünscht, diesen Anträgen zu entsprechen und hat bei der Stadtverordneten-Versammlung um Bewilligung der nöthigen Mittel nachgesucht.

* **Berlin**, 3. April. Die nationalgesinnte Presse im Reich hat, wie das nicht anders zu erwarten war, dem Fürsten Bismarck zum Geburtstage warme Worte des Gedenkens gewidmet. Vielfach sind ernste Betrachtungen über die gegenwärtigen politischen Verhältnisse damit verbunden. Wir geben im Nachstehenden Einiges aus den Festartikeln wieder. Die conservative „Schles. Ztg.", als besonnenes Blatt bekannt, schreibt:

„Wie verschieden ist das heute von der Ostersonne beleuchtete Bild des Vaterlandes von demjenigen, welches sich vor zweiundzwanzig Jahren den Blicken des deutschen Volkes darbot! In wilder Zwietracht stehen sich die politischen Parteien gegenüber, allgemeine Unzufriedenheit und Mißmuth erfüllen weite Kreise der Bevölkerung, das Vertrauen zu der Leitung der Reichs- und Staatsgeschäfte ist erschüttert, und immer dreister erheben die demokratischen und socialen Umsturzbestrebungen ihr Haupt und drohen die Resultate der Culturarbeit von Jahrtausenden zu zerstören und unserem Volke den köstlichen, kaum erlangten Besitz seiner Einheit wieder zu rauben. Besonders die gegenwärtige Osterzeit bringt uns den Unterschied von einst und jetzt zu kummervollem Bewußtsein. Schwerwiegende Fragen und Aufgaben der laufenden Sitzungszeit der Volksvertretungen sind noch ungelöst. Die Zeit drängt, und noch immer ist nicht abzusehen, wie endlich

---

Feuilleton.

Primula veris.

2] Erzählung von A. Brüning.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Ein entzückendes Geschöpf, diese Gabriele Ehrhardt!" „Bei solchem Liebreiz könnte man wahrhaftig über das mangelnde „von" hinwegsehen!" „Ihre Augen allein wiegen ein Dutzend Ahnen auf — auch ohne die Millionen ihres Vaters — auf Ehre!" so schwirrte es von allen Seiten, und der junge Officier war froh, als er sich endlich von der lärmenden Gesellschaft losmachen und in der Einsamkeit seines Zimmers ungestört seinem Glücke hingeben konnte. Drunnen aber, in einem der leer gewordenen Säle des Ehrhardt'schen Hauses, zwischen welkenden Blumen und halb verlöschten Kerzen, saß während dessen Gabriele auf einem niedrigen Taboret zu ihres Vaters Füßen und lauschte mit schreckensbleichem Antlitz den furchtbaren Worten, welche ihr die Zertrümmerung ihres Glückes verkündigten. Arm — ganz arm also! — Gabriele konnte es nicht fassen; für sie, das verwöhnte Kind des Millionärs, das in seinem jungen Leben nie etwas anderes als Luxus und Ueberfluß kennen gelernt, hatte das Wort „Armuth" einen entsetzlichen Klang. Wie schwer war es, ihr die traurige Thatsache begreiflich zu machen. Auf des Bankiers Stirn perlten kalte Schweißtropfen. Kaum begriff er selbst, wie er diesen entsetzten jungen Augen gegenüber die Kraft zu seinem Bekenntnisse gefunden. — Und nicht ein Jota davon hatte sie ihm erspart. Da gab es kein Errathen halb angedeuteter Worte — ihrer festgegründeten Ueberzeugung seines Reichthums gegenüber hatte er sich zu einer umständlichen Darlegung der Sachlage entschließen müssen.

Als sie vorhin nach Fortgang der Gäste sich so stürmisch in seine Arme geworfen, bereit, die ganze Seligkeit ihres jungen Liebesglückes vertrauend in seine Seele zu ergießen, da war er sich selbst wie ein Barbar erschienen, daß er dies strahlende Glück mit grausamer Hand zerstören mußte. Und doch — die unerbittliche Nothwendigkeit hatte ihn dazu gezwungen: ehe sie noch ihr süßes Geheimniß ihm ins Ohr hatte flüstern können, hatte er seinerseits sie mit bewegter Stimme um eine Stunde Gehör für eine ernste Angelegenheit gebeten.

Nun war es überstanden. Sie wußte, daß der morgige Tag, von dem sie ein bräutliches Glück erwartet, sie herabstürzen würde von ihrer glänzenden Höhe — daß ihr Vater sich zahlungsunfähig erklären mußte. Mit einem Aufathmen, das fast einem Stöhnen glich, wischte er sich mit dem Tuche über die feuchte Stirn.

Einige Minuten lang herrschte tiefe Stille in dem geschmückten Saale, der jetzt in seiner Verödung einen trostlosen, gespenstischen Eindruck machte. Plötzlich kam Leben in die starre Mädchengestalt. Mit einem halberstickten Angstschrei fuhr sie empor: „Und werden sie nun auch morgen kommen und Dich von mir weg ins Gefängniß schleppen, wie es vor Kurzem dem Vater meiner unglücklichen Freundin geschah, als er Bankerott gemacht?" fragte sie schaudernd, während ihre Zähne wie im Fieber aufeinanderschlugen. Er nahm sie voll unsäglichen Mitleids in die Arme. „Nein, beruhige Dich, Liebling", flüsterte er, „dieses Aeußerste wenigstens bleibt uns erspart: wenn auch zum Bettler — zum Betrüger bin ich nicht geworden! Freilich, ich werde Alles, was wir besitzen, hingeben müssen, um meine kaufmännische Ehre zu retten: nichts, gar nichts werden wir behalten von dem Luxus, der uns jetzt umgiebt. Wirst Du's denn auch ertragen können, mein armes Kind?" In den sonst so sanften braunen Augen flammte es stolz auf. Mit einer hastigen Bewegung rissen die kleinen Hände das Perlencollier vom Halse und die schimmernden Spangen von Brust und Gewand. „Da, da, nimm Alles und bezahle!" stieß sie hervor. „Es soll uns Niemand fluchen — ich erträg's nicht. Das Schicksal jener Freundin, deren Vater so viele Arme um ihr Alles gebracht, ist mir stets als das Furchtbarste erschienen!" „Ich wußte es, daß meine Gabriele so denken würde", sagte der Bankier in tiefer Bewegung, indem er einen Kuß auf ihren zuckenden Mund drückte. „Aber Kind, Armuth und Entbehrung tragen sich schwer, wenn man wie Du an Glanz und Ueberfluß gewöhnt ist. Wohl werde ich freudig für Dich ringen und arbeiten — aber . . ." Er kam nicht weiter, Gabrielens weiche Hand legte sich liebkosend auf seinen Mund, die braunen Augen strahlten ihm an, beinahe mit dem alten neunjährigen Lächeln. Hatte sie doch soeben beim Losmachen der Spangen das Myrtenreis berührt, das ihr Gert beim Abschied gegeben, und damit war die Erinnerung an ihr holdes Geheimniß zurückgekehrt, das sie unter den Schrecken der letzten Stunde beinahe vergessen.

„Nein, das brauchst Du nicht, geliebter Papa", flüsterte sie, das Köpfchen halb verschämt an seine Schulter schmiegend, „Gert von Waldau liebt mich und wird morgen bei Dir um meine Hand anhalten . . . Was sagst Du nun? ist das nicht ein Trost für Dich? Du wirst bei Deinen Kindern wohnen, und wir werden, wenn auch nicht mehr reich, doch glücklich sein." Der Bankier griff sich an die Stirn. Also auch das noch! So sollte er den Kelch bis auf die Neige leeren. — Er hatte ja gewußt, daß es schwer sein würde, Gabrielen die Wahrheit beizubringen; diese kindliche Harmlosigkeit jedoch überstieg seine schlimmsten Befürchtungen. „Aber Kind", rief er verzweiflungsvoll, „von all dem kann nicht mehr die Rede sein: hast Du denn nicht gehört? Wir sind arm, bettelarm!" „O, Papa", entgegnete sie vorwurfsvoll, „Du thust ihm schweres Unrecht, wenn Du glaubst, daß er sich dadurch abschrecken lassen würde; Gert von Waldau begehrt mich, einzig mich: ich bin überzeugt, er hat nicht an mein Geld gedacht bei seiner Werbung!" „Davon bin auch ich überzeugt. Meinst Du denn, sonst hätte ich sie begünstigt, so wie ich es gethan? Aber das ist nun vorbei, aus und vorbei! Es wäre Frevel von mir, Dir auch nur den geringsten Zweifel zu lassen; Gert von Waldau ist arm, und nun auch Du es bist, kann und darf er daran nicht denken, seine Werbung um Dich fortzusetzen. Ich hoffte, Du hättest das selbst gleich begriffen, und es wäre mir erspart geblieben, es Dir zu sagen", setzte er tonlos und halb abgewandt hinzu.

Gabriele lauschte wie erstarrt. Jetzt erst kam mit vernichtender Gewalt die ganze Erkenntniß ihres Jammers über sie. Mit verzweifelter Geberde rang sie die Hände. „Arm sein, und ohne ihn! — nein, nein, ich ertrage es nicht!" schrie sie auf. Den Anblick der geschmückten, todtenblassen Mädchengestalt in dieser Verzweiflung vermochte der Bankier nicht zu ertragen.

„Gabriele!" rang es sich in schmerzlichem Vorwurf von seinen Lippen. In dem Egoismus ihres Schmerzes hatte sie ihres bedauernswerthen Vaters vergessen; aber der Ton, mit dem er ihren Namen rief, brachte sie zur Besinnung. Wie sie jetzt in das Antlitz des gequälten Mannes sah, überkam sie plötzlich ein unsägliches Mitleid; er war ja so stolz gewesen auf seine alte, angesehene Firma — wie mußte sein Herz bluten, da er sie zusammenbrechen sah! „Papa, lieber armer Papa, vergieb mir!" und mit einem Strom erlösender Thränen warf sie sich an seine Brust. Eine Weile ließ er sie still auswweinen. Zögernd begann er endlich: „Gabriele, mein Liebling, es gäbe wohl noch einen Weg, uns vor der Armuth zu retten, aber er fordert ein schweres Opfer von Dir; ich weiß kaum, ob ich ihn Dir nennen darf. Es ist auch nicht um meinetwillen, daß ich davon rede", fuhr er fort, als sie ihm erwartungsvoll ansah, „aber ich fürchte, Du selbst, mein armes Kind, würdest den Wechsel der Verhältnisse nicht ertragen. — So höre denn: ein reicher Mann hat bei mir um Deine Hand angehalten und mir zugleich in sehr zarter tactvoller Weise seine Hilfe angeboten. — Du kennst ihn, es ist Manfred Blanden, jener ostpreußische Gutsherr, mit dem wir letzten Herbst während unseres Bateraufenthaltes in Misdroy zusammentrafen. Erinnerst Du Dich seiner noch?" Gabriele mußte sich besinnen. Manfred Blanden? Ach ja, nun wußte sie es wieder. Im Geiste erblickte sie deutlich die hohe, markige Gestalt, mit den ernsten dunklen Augen, die so wahr und herzlich blicken konnten, und die ihr damals solches Vertrauen eingeflößt . . . . . Freilich, er hätte ihr Vater sein können . . . Also der liebte sie und wollte sie heirathen? . . . Wie gut, daß es gerade der war und nicht einer von den jungen Herren der Residenz, die ihr während des Winters den Hof gemacht. Sie alle würden ihr in diesem Augenblicke Grauen und Abscheu eingeflößt haben, während der Gedanke an Manfred Blanden keine Schrecken für sie hatte. „Zeig' mir den Brief, Papa", bat sie leise.

Der Commerzienrath, der voll ängstlicher Spannung den Eindruck seiner Eröffnung auf dem Antlitze seiner Tochter beobachtet hatte, zog ein zusammengefaltetes Blatt aus der

SLUB
Wir führen Wissen.